

Zeitschrift: Jurablätter : Monatsschrift für Heimat- und Volkskunde
Band: 17 (1955)
Heft: 5

Artikel: Sagen aus dem Baselbiet
Autor: Schwab-Plüss, Margarethe
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-861611>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 06.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Sagen aus dem Baselbiet*

Von MARGARETHE SCHWAB-PLÜSS

Aus der Napoleonischen Zeit

Einer von Napoleons Generälen, und zwar der Marschall Ney, soll in Sissach gewesen sein und einen Sissacher am Teichweg, wo bekanntlich noch lange das «Dyg» neben dem Weg dahinfloß, mit dem offenen Säbel nach einem Wortwechsel verfolgt haben. Der Verfolgte sei die Kreuz und die Quer über die Stege geflohen, und so habe der Franzose, der Weg und Steg natürlich nicht kannte, seine Spur verloren.

Anno 1812 hatten zwölf Sissacher mit nach Rußland ziehen müssen. Von ihnen sei ein einziger zurückgekehrt. Zehn seien verschollen, und einer sei Perückenmacher in Köln geworden, wo ihn später Landsleute angetroffen hätten.

Dann kamen die Russen ins Land, so auch nach Thürnen. Ein kleines Mädchen erschrak nicht wenig, als sich plötzlich ein langer Kosak neben es ins große Bett legte, in welchem es schlief, und laut zu schnarchen anfing.

Die unsichtbaren Reiter

Während des Krieges waren, wie man sich erinnert, die Eier sehr rar. Ich beschloß daher, an einem Sonntag unsere Verwandten in Kilchberg aufzusuchen, um bei ihnen nach Eiern zu fragen. Damals fuhr an Sonntagen kein Zug; so hieß es, den ziemlich weiten Weg zu Fuß zurückzulegen. Ich nahm eine junge, lustige Waadländerin mit, die bei uns in Stellung war. Als wir den Eselweg hinuntergingen, überraschte uns die frühe winterliche Dämmerung. Wir schritten eine Weile so durch den Wald, als hinter uns auf einmal jemand zu pfeifen anfing, irgend ein uns unbekanntes fröhliches Gsätzlein. Meine Begleiterin meinte, es sei nur einer, während ich der Meinung war, es könnten zwei oder drei sein, welche die gleiche Melodie pfiffen. Ohne just Angst zu haben, beschleunigten wir doch wie auf Verabredung unsere Schritte im Gedanken: Besser ist besser. In der Tat hörte das Pfeifen nach einiger Zeit auf. Offenbar waren wir außer Hörweite gekommen. Als wir aber in der Nähe des Brückleins beim Rank auf die Landstraße einbogen, schraken wir heftig zusammen, da wir ganz plötzlich in nächster Nähe Pferdegetrappel hörten. Es war, als ob auf der gefrorenen Landstraße ein ganzer Trupp Reiter herangesprengt käme. Mit einem Satz sprang jedes von uns auf eine andere Seite der Straße, unbekümmert um die Eier, ohne daß wir Zeit gehabt hätten, auch

* Siehe «Jurablätter» 1954, 28 ff. und 40 ff.

nur ein Wort zu wechseln. Beide waren wir instinktiv nur auf unsere Rettung bedacht. Merkwürdigerweise blieben die Eier trotzdem alle ganz.

Unsere Verwunderung war groß, als wir uns umschauten, sobald wir uns vom ersten Schrecken erholt hatten, jedoch weit und breit keine Seele erblickten. Nun könnte man einwenden, es sei wohl schon Nacht gewesen und da seien bekanntlich alle Katzen schwarz. Wie wir unter solchen Umständen etwas hätten sehen wollen? Es war aber außerhalb des Waldes noch nicht völlig dunkel. Auch war die Straße, wie gesagt, leicht verschneit und gefroren, so daß man sie weithin überschauen konnte. Jetzt erst wurde es uns unheimlich. Wortlos legten wir die letzte Wegstunde zurück und wagten es erst zu Hause, uns über das Erlebte auszusprechen.

Jahre vergingen. Die Waatländerin war in ihre Heimat zurückgekehrt, und nun versah eine Baselbieterin ihre Stelle, deren Elternhaus unweit jener Straßenbiegung liegt. Auch sie war ein heiteres Geschöpf, weit entfernt von jeder Gespensterfurcht. Eines Tages kam ich zufällig auf jenes Erlebnis zu sprechen. Da meinte sie, jetzt denke sie aber auch anders über einen Vorfall, der ihnen daheim viel Stoff zum Lachen geboten habe: An einem Wintermorgen seien Schülerinnen, die nach Sissach in die Sekundarschule wollten, mit allen Zeichen des Schreckens zu ihnen hereingestürmt und hätten gebeten, es möchte sie doch jemand begleiten, bis sie beim Rank vorbei seien. Allein getrauteten sie sich nicht mehr dort vorüber. Sie hätten einen seltsamen Mann auf einem Leiterwagen im gefrorenen Bach daherafahren sehen und deutlich das Rumpeln auf dem Eise gehört. Das sei nie und nimmer mit rechten Dingen zugegangen! Da habe die ganze Familie die «vergelsterten» Schulmädchen ausgelacht; einer der Brüder sei aber doch mit ihnen gegangen.

Wie ich mich erinnere, habe ich später in Lenggenhagers Sagen von Baselland gelesen, daß an jener Stelle ein Mann umgehen müsse, der Marksteine versetzt habe. Ob dort besondere akustische Verhältnisse vorliegen, die ein weit entferntes Geräusch als ganz nahe vortäuschen und — vielleicht in Verbindung mit einem wirklichen Vorkommnis — zu dieser Sage Anlaß geben haben, bleibe dahingestellt.

Der Mann im Mantel

Um den heiligen Abend ging ich einmal mit meinem Onkel, der seinerzeit ein leidenschaftlicher Jäger gewesen war, dem Alppbad zu spazieren. Bevor man zum Hof Zelgli kommt, erhebt sich rechts vom Weg ein ziemlich steiler Hügel, den man, wenn ich recht berichtet bin, Sennefrieds Hübel heißt. Als wir dort anlangten, dämmerte es bereits; immerhin gab der Schnee heiter genug, so daß man noch alles, was vorging, wahrnehmen konnte.

Da stob mit einem Mal etwas an uns vorbei und den Steilhang hinauf, was aussah wie ein Mann in einem Radmantel. Er schien einen breitrandigen Hut zu tragen und unter dem Mantel die Arme zu schlankern, so daß man je nachdem hätte glauben können, es handle sich um ein geflügeltes Wesen. Die Sache kam uns höchst seltsam vor; es dünkte uns kaum glaublich, daß man so rasch einen so steilen Hübel hinaufkomme wie dieser Mann, oder was es war, es vor unsren Augen tat. Der Onkel rief denn auch zu ihm hinauf: «He da, Mann, wohin so eilig?» Daraufhin blieb der Unbekannte stehen und wandte sich um, um bald darauf seinen Weg fortzusetzen und in der Höhe, immer kleiner werdend, unsren Blicken zu entschwinden.

«Zum Kuckuck noch einmal, was ist denn das gewesen?» sagte der Onkel kopfschüttelnd. «So geschwind könnte doch niemand im hohen Schnee dort hinaufklettern, ohne daß ihm der Atem ausginge. Ein Wild kann es auch nicht gewesen sein. Es käme nur ein Reh in Frage, und das würde ganz anders springen. Eher wäre an einen Uhu zu denken; der vermöchte vielleicht einen Mann im Mantel vorzutäuschen. Aber du hast ja gesehen, wie er auf Anruf stillstand und zurückschaute, als ob es doch ein Mensch gewesen wäre. Offen gestanden: ich werde nicht klug aus der Sache. Auf jeden Fall wollen wir morgen bei Tag nochmals hieher. Es interessiert mich doch, ob wir eine Fährte finden, sei es von einem Vogel, sei es von einem Wild.» Ich war gern dabei. Mich interessierte die Geschichte nicht weniger als meinen Onkel.

Tags darauf wanderten wir wieder dem Fuße des Hügels entlang. Der Onkel ließ seine scharfen Jägeraugen fleißig umherschweifen, nach einer Spur suchend. Allein da war weit und breit nichts zu sehen als eine reine, weiße, sonnbeschiedene Schneedecke. Noch oft werweißten mein Onkel und ich über das sonderbare Erlebnis.

Später, als die Sagensammlung von Baselland in meine Hände gelangte, las ich, ein Mann habe dort Marksteine versetzt und müsse an den Ort seines lichtscheuen Tuns zurückkehren. Diese Stelle frappierte mich, obwohl ich mir einen Zusammenhang zwischen ihr und meinem Erlebnis nicht wohl denken kann. Nun möge sich jedes seinen Vers dazu selber machen.

Die tanzende Gestalt

Am Schluß des sechsten Primarschuljahres machte unsere Klasse mit ihrem lieben Lehrer K. an einem Vormittag einen Ausflug auf den Aussichtsturm bei Liestal. Auf dem Heimweg rief plötzlich eines von uns: «Schaut doch einmal! Was ist denn das dort drüben?» und zeigte mit dem ausgestreckten Arm auf eine entfernte Waldwiese. Die Schar hielt und blickte nach jener Richtung. Wir wunderten uns höchstlich, dort etwas tanzen zu sehen, was wie

eine große, weiß gekleidete weibliche Gestalt aussah. Hin und her und rundum drehte es sich, schwebte leichtfüßig über die Lichtung, und — was das Allerseltsamste war — verschwand manchmal im Wald und erschien dann wieder, verschwand jedoch nie ganz hinter den Bäumen, sondern war so groß, daß es darüber hinausschaute.

Freilich sahen nicht alle die absonderliche Erscheinung. Es gab sowohl Buben wie Mädchen, die auf dem kleinen Waldmätteli schlechterdings nichts weiter entdecken konnten. Wie ich mich erinnere, gehörte der Lehrer zu denen, die sie sahen, und auch ich war unter diesen. Es war wirklich ein köstliches und interessantes Zuschauen. Da es ja heiterheller Tag war und wir zudem eine ganze Schar bildeten, fürchteten wir uns nicht im geringsten. Diejenigen, die nichts sahen, wollten uns nicht glauben und meinten, es sei höchstensfalls ein Nebel oder ein Rauch, der uns zum Narren habe. «Das wollen wir doch ausfindig machen!» riefen ein paar keckere Buben. «Wir gehen dort hinauf und schauen uns die Sache aus der Nähe an! Wer kommt mit?» Ich war Feuer und Flamme für den Plan und wollte mich sofort anschließen. Allein unser Lehrer gebot uns Halt. Er meinte mit Recht, er habe gesagt, daß wir zum Mittagessen heimkämen. Danach hätten sich nun unsere Eltern gerichtet und wären beunruhigt, wenn wir nicht kämen. Zu einer andern Zeit würde er mit uns gekommen sein. So mußten wir wohl oder übel umkehren und wieder dem Dorfe zu marschieren, ohne jemals zu erfahren, was die große weiße Gestalt eigentlich gewesen ist, die dort auf dem entlegenen Waldwieschen mutterseelenallein so anmutig und ausdauernd getanzt hat.

Die Jungfrau auf der Hirschkuh

Das Sissacher «Dyg», einen jetzt verschwundenen Gewerbekanal, hinunter reite abends eine weiße Jungfrau auf einer Hirschkuh. So erzählte mir Edi, ein Freund meines Vetters, damals Mittelschüler, der sie selbst gesehen haben wollte.

Der Purzelbaumschlager

Unser früherer Ortsweibel war ein Geisterseher. Wenn mich mein Gedächtnis nicht täuscht, ist er es gewesen, der mir erzählt hat, daß er einmal nachts auf dem Kirchhofweg einen Mann gesehen habe, der den Kopf unter dem Arm trug und, immer sich überschlagend, näher kam, dann aber gegen den Gottesacker abschwankte, wo er im Dunkel verschwand.

Der zauberkundige Knecht

Meine Großeltern hatten einen Knecht aus Wintersingen namens Hansjoggi, den ich selbst noch gekannt habe. Dieser Hansjoggi konnte mit «Sym-

pathie» Zahnschmerzen heilen. Er pflegte einen rostigen Nagel zu nehmen, begab sich in irgend einen Winkel des Hauses und besprach ihn dort in den drei höchsten Namen. So hat er meiner Großmutter, die viel an Zahnweh litt, öfters wie durch Zaubererschlag die Schmerzen vertrieben.

Eines Tages bat ihn deren Nichte und Patenkind, damals ein junges Mädchen, er möge ihr doch auch das Zahnweh vertreiben, wie er es der Gotte schon getan habe. Da antwortete er kurz angebunden: «Behalt du nur dein Zahnweh! Du hast Zeit dazu. Was ich da tue, ist eine Sünde, und nur aus Bedauern mit deiner Gotte, die schwer arbeiten muß, habe ich mich jeweils dazu verstanden, ihr zu helfen. Für dich tue ich es nicht.»

Einst im Heuet kam Hansjoggi vom Land heim, wohin er allein gegangen war, um zu mähen, und berichtete, so «gspässig» sei es ihm doch noch nie ergangen. Die Nacht habe kein Ende nehmen wollen. Er sei fort in der Meinung, es sei so früh um vier gegen die «Netze» zu, die in der Richtung gegen Itingen lag. Da sei es ihm aufgefallen, daß Leute, die ihm beim Ebenrain begegnet seien, ihm «gute Nacht» gewünscht und sich gegenseitig angestoßen hätten, als er ihnen «guten Tag» erwidert habe. Die Sache scheine ihm entschieden nicht geheuer gewesen zu sein.

Die verkauften Sünden

Ein anderer Knecht, aus dem Fricktal, der abends zu stricken und dabei die Rolle auswendig zu lernen pflegte, die ihm in einem geistlichen Spiel übertragen worden war, kam einmal freudestrahlend aus dem Dorf zurück und sagte: «O, wie ist mir doch so leicht und wohl. Grad habe ich einem in der Wirtschaft alle meine Sünden verkauft. Bei einem Schoppen Wein haben wir die Sache richtig gemacht!»

Gespensterhäuser

Wie anderswo gibt es auch in Sissach Gespensterhäuser. Von einem weiß ich es nur im allgemeinen. Das andere ist in unsrer Nähe. Während Jahren wohnte dort ein alleinstehendes Fräulein, das zeitweise behauptete, es halte sich ein Mann im Hause verborgen, und deswegen die Nachbarschaft alarmierte. Beherzte Küfer drangen in den Keller, wo sie den Eindringling mit einem Licht gesehen haben wollten, suchten jeden Winkel ab, konnten aber nichts entdecken. Sie beruhigten also das Fräulein und suchten es davon zu überzeugen, daß nirgends eine Seele zu finden sei; zu ihrer nicht geringen Verblüffung erklärte sie aber, der Unbekannte sei ihnen auf den Estrich entwischt. Neues vergebliches Suchen. Gleichviel — das Fräulein blieb bei seiner Meinung. Man lachte daher über sie und sagte, sie «spinne». Ich muß gestehen, daß ich ebenfalls dieser Ansicht war, bis ich von einer sehr glaubwürdigen

Mieterin, die später Jahre in diesem Hause wohnte, hörte, sie halte auf Grund eines Erlebnisses dafür, daß es doch etwas auf sich habe mit den Behauptungen jener verstorbenen Hauseigentümerin. So habe sie einmal unvermutet eine steinalte, gänzlich unbekannte Frau in einer Haube zur innern Glastür herein-schauen sehen, die unmöglich ins Haus hätte gelangen können. Sie sei davon überzeugt, daß es sich bei dieser ungewöhnlich aussehenden Frau um eine Geistererscheinung gehandelt habe.

Der Lärm im Holzschoß

Meine Großmutter wohnte einige Zeit mit ihren beiden Töchtern an der Rheinfelderstraße. Dort ließ sich von Zeit zu Zeit mitten in der Nacht ein gewaltiger Lärm hören, der aus dem Holzschoß zu kommen schien. Es hörte sich an, als ob mächtige Holzbeigen zusammenstürzten, mochte nun viel, wenig oder kein Holz im Schopf sein. Das wurde meiner Großmutter zu bunt. Sie war von Natur mutig; zudem hatte sie einen treuen Hund, ein großes, starkes Tier namens Sulti (Sultan). Eines Nachts, als wieder das Getöse im Holzschoß zu hören war, stand sie auf, forderte Sulti auf, ihr zu folgen, und ging stracks auf den Holzschoß zu. Der Hund war sehr erregt und knurrte, als ob es gegen einen Feind ginge. Die Großmutter öffnete die Tür des Schopfs und blickte hinein. Der ganze Schopf war gut zu überblicken. Es befand sich wenig Holz darin, das an seinem Ort war. Sultis Verhalten aber hatte sich mit einem Schlag geändert. Die Großmutter hatte nichts anderes erwartet, als daß er sich in den Schopf stürzen werde. Statt dessen zog der sonst so mutige Wächter den Schwanz ein und drängte sie mit Gewalt zurück.

Die scheuenden Pferde

Einer meiner Urgroßväter war Fuhrhalter. Er pflegte Güter vor das Kaufhaus nach Basel zu führen und wieder andere von dort her. So brachte er seinerzeit die hiesige Orgel von Freiburg im Breisgau auf der Achse hieher. Auch vermietete er Pferde zum Vorspann über den Hauenstein bei schweren Fuhren.

Nun gab es eine kleine Brücke rechts der Straße, von Basel aus gerechnet, die über das Bächlein führte, das heute zu einem guten Teil gefaßt ist. Es gab deren mehrere, die sich äußerlich durch nichts von einander unterschieden. Sie führten alle ins freie Feld hinaus und waren sämtliche ohne Geländer. Bei dem einen nun pflegten regelmäßig die Pferde zu scheuen, als ob sie dort etwas Schreckhaftes erblickten. Eher hätten sie sich bolzgrad aufgestellt, als daß sie den Weg an dem Brücklein vorüber fortgesetzt hätten. Es blieb nichts übrig, als abzusteigen und, ihnen die ganze Zeit begütigend zusprechend, die verängstigten Tiere an dem seltsamen Brücklein vorbeizuführen.